

Interdisziplinäre best practice: das Projekt "Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz" (GSiK) der Universität Würzburg

Marschelke, Jan-Christoph

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Marschelke, J.-C. (2012). Interdisziplinäre best practice: das Projekt "Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz" (GSiK) der Universität Würzburg. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 11(16), 211-226. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-455567>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>



online-Zeitschrift für Interkulturelle Studien

Inhalt

| Jahrgang 11 | Ausgabe 16 | www.interculture-journal.com

Vorwort

Elias Jammal

*Interkulturelle Philosophie
und Interkulturalität*

Dominic Busch

*Aktuelle Entwicklungen in der
sprachwissenschaftlichen Forschung zur
interkulturellen Kommunikation*

Anne Schreiter

*Kultur zwischen Ökonomisierung
und kreativer Unordnung.
Eine designtheoretische Perspektive*

Jan-Christoph Marschelke

*Recht und Kultur -
Skizze disziplinärer Zugänge der
Rechtswissenschaften zu Kultur
und Interkulturalität*

Mirjam Hermann/
Maja Schachner/ Peter Noack

*„Ich bin eigentlich anders.“
Subjektive Konstruktionen ethnischer
Identität im Migrationskontext
und neue Wege in der psycho-
logischen Akkulturationsforschung*

Karsten Müller/ Regina Kempen/
Tammo Stratmann

*Methodische Ansätze und Entwicklungen
interkultureller Forschung in der
Wirtschaftspsychologie am Beispiel
organisationaler Einstellungen*

Elke Bosse

*Perspektivtriangulation am
Beispiel der Kombination von
Gesprächs- und Inhaltsanalyse*

Vasco da Silva/
Helena Drawert

*Zur linguistischen Analyse
biografisch-narrativer Interviews:
Die Innen- und Außenperspektive
von internationalen Studierenden
am Beispiel von zwei aktuellen
Forschungsprojekten*

Gesine Hofinger/
Verena Jungnickel/

Robert Zinke/ Laura Künzer
*Interprofessionelle Zusammenarbeit
in Integrierten Leitstellen*

Isabella Waibel

*Interkulturelle Communities
im Hochschulbereich: Konzept für
ein deutsch-polnisches Netzwerk*

Gundula Gwenn Hiller/
Stephan Wolting

*Akademische Wissensproduktion
als interkulturelles Forschungsfeld*

Jan-Christoph Marschelke

*Interdisziplinäre „Best Practice“ -
Das Projekt „Globale Systeme
und interkulturelle Kompetenz“
(GSiK) der Universität Würzburg*

Interkulturelle Forschung an deutschsprachigen Hochschulen

– disziplinäre Perspektiven und
interdisziplinäre Best Practices

Gastherausgeber:

Daniela Gröschke | Jürgen Bolten

Herausgeber:
Jürgen Bolten
Stefanie Rathje

2012

unterstützt von: / supported by:

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft


Ernst-Abbe-Stiftung

inter
culture
journal

Interdisziplinäre Best Practice – Das Projekt „Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz“ (GSiK) der Universität Würzburg

[An example of interdisciplinary best practice – The study program „Global Systems and Intercultural Competence“ (GSIC) run by the University of Wuerzburg]

Jan-Christoph Marschelke

Dr. Jan-Christoph Marschelke ist Geschäftsführer des Projekts „Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz“ (GSiK) an der Universität Würzburg.

Abstract [English]

This article reflects upon challenges of working together across scientific disciplines. With regard to this the study program *Global Systems and Intercultural Competence* (GSIC) run by the University of Wuerzburg serves as example of best practice. Established in 2008 it features an interdisciplinary group of teachers (ten disciplines / institutions) as well as an interdisciplinary target group (students from all subjects of study). The article defines interdisciplinarity as different from multidisciplinary: the former being active collaboration the latter solely friendly co-existence. Moreover it sketches the idea that interdisciplinarity faces similar (if not equal) communicative challenges as interculturality. Accordingly an increased struggle is required in order to enhance successful collaboration. This struggle partly relies on interdisciplinary collaboration not being entirely compatible with traditional university structures.

Keywords: Interdisciplinarity, interculturality, best practice, GSIC (University of Wuerzburg)

Abstract [Deutsch]

Der Beitrag reflektiert die Herausforderungen interdisziplinären Zusammenarbeitens. Als Grundlage und Beispiel für *Best Practice* in diesem Bereich dient das Lehrprojekt *Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz* (GSiK) der Universität Würzburg. Das 2008 gegründete Projekt zeichnet sich durch eine interdisziplinäre Anbieter- (zehn Fachbereiche bzw. Institutionen) und Zielgruppe (Studierende aller Fachbereiche) aus. Der Beitrag grenzt Interdisziplinarität von Multidisziplinarität ab. Demnach wäre erstere mehr als ein bloßes disziplinäres Nebeneinander: Sie besteht in aktivem Austausch und gegenseitigem Voneinander-Lernen. Darüber hinaus wird die These skizziert, dass interdisziplinäre Zusammenarbeit sich ähnlichen (wenn nicht gleichen) kommunikativen Herausforderungen gegenüber sieht wie interkulturelle. Demnach bedarf es bestimmter Formen und Intensität von Kommunikation, die im Universitätsalltag fachübergreifend nicht ohne zusätzlichen Aufwand herstellbar sind.

Stichworte: Interdisziplinarität, Interkulturalität, Best-Practice, GSiK (Universität Würzburg)

1. Einleitung

Dieser Beitrag gehört zum Bereich *Best Practices in interkultureller Lehre und Forschung*. Konkret geht es nicht nur um interkulturelle sondern um interdisziplinäre *Best Practice*. Bezugspunkt ist das Projekt *Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz* (GSiK; im Internet unter www.gsik.de) der Universität Würzburg. An diesem Beispiel möchte ich den möglichen Umgang mit den Herausforderungen interdisziplinären Arbeitens im Bereich interkultureller Kompetenz erläutern – und zwar in folgenden Schritten:

Zunächst werde ich kurz besagtes Projekt vorstellen und dabei insbesondere die Rahmenbedingungen beschreiben, die einen Bezug zur Interdisziplinarität aufweisen (2.). Dann skizziere ich, welche Herausforderungen die Interdisziplinarität stellt, wobei ich auf abstrakter Ebene bleibe (3.). Anschließend werde ich unsere *Practice* darstellen und was an ihr den Namen *Best* oder doch wenigstens *Good* verdient (4.). Ab und an drittens und viertens anschließend werde ich kurz erläutern, welche konkreten Herausforderungen sich infolge interdisziplinärer Zusammenarbeit ergeben (5.). Denn Interdisziplinarität hat bisweilen ganz banale Voraussetzungen (z. B. Ressourcen, Kommunikation), die im universitären Alltag besonderer Aufmerksamkeit bedürfen. Gerade diese faktische Ebene sollte man zwecks besseren Verständnisses von der sprachlichen Ebene der Interdisziplinaritätsrhetorik unterscheiden (Hilgendorf 2010:914), die sich durch Lobeshymnen auf die fachübergreifende Zusammenarbeit auszeichnet.

2. Projektbeschreibung

Das Projekt *Globale Systeme und interkulturelle Kompetenz* (im Folgenden: GSiK-Projekt) entstand im Jahr 2008. Die Initiative ging von Prof. Dr. Dr. Eric Hilgendorf aus und damit – das ist angesichts des Themas *interkulturelle Kompetenz* sicherlich ungewöhnlich – von einem Juristen. Das dürfte indes durchaus zum Erfolg beigetragen haben, da in der Ungewöhnlichkeit innovatives Potential liegt. Der Finanzierungsbedarf wird bis jetzt vollständig aus dem Studienbeitragsaufkommen der Universität Würzburg gedeckt.

2.1 Interdisziplinäre Anbieter- und Zielgruppe

Das GSiK-Projekt ist auf Lehre ausgerichtet. Da interkulturelle Kompetenz längst als Schlüsselqualifikation gilt, die in jedem Berufsfeld im In- und Ausland entweder von großer Bedeutung oder wenigstens doch sehr hilfreich ist, wendet es sich an die Studierenden aller Fachbereiche. Beteiligte Anbieter der Lehrveranstaltungen sind zehn Fachbereiche bzw. Institu-

tionen der Universität Würzburg. Derart soll das GSiK-Projekt einerseits der heterogenen Zielgruppe – die Universität Würzburg ist eine Volluniversität mit über 20.000 Studierenden – wenigstens teilweise gerecht werden. Andererseits wird so der interdisziplinären Materie *interkulturelle Kompetenz* Rechnung getragen.

Die Projektbeteiligten sind: aus dem pädagogischen Bereich die allgemeinen Erziehungswissenschaften, die Sonderpädagogik (genauer: Pädagogik bei Verhaltensstörungen) und das Zentrum für Lehrerbildung und Bildungsforschung; aus dem philologischen bzw. kulturwissenschaftlichen Bereich die Indologie, die Sinologie und die Slawistik; darüber hinaus die Rechtswissenschaft, die Betriebswirtschaft, die Katholische Theologie und schließlich als wichtiger Pionier im naturwissenschaftlichen Bereich die Biologie.

Wollte man diese Gruppierung dazu nutzen, eine Kategorisierung der inhaltlichen Beiträge der Fachbereiche zum Thema *interkultureller Kompetenz* vorzunehmen, ließe sich folgende, sehr grobe (!) Skizze zeichnen: Demnach wären die pädagogischen Projektbeteiligten stärker mit den binnengesellschaftlichen Chancen und Herausforderungen der Multikulturalität befasst, während die Kollegen aus dem philologischen Bereich den Fokus darauf richten, Informationen über die Kulturfelder der Länder zu vermitteln, deren Sprache ihr Fach untersucht und unterrichtet. Rechtswissenschaftler, Betriebswirte und katholische Theologen beschäftigen sich in etwa gleich viel mit Sachverhalten aus der eigenen und aus anderen Gesellschaften, befinden sich also in der Mitte der Skala. Ein eigener fachlicher Beitrag der Biologie lässt sich schwerlich ausmachen, wenngleich zumindest erwähnt werden sollte, dass beispielsweise Diversität und Hybridität gängige biologische Begriffe sind. Die vorrangige Zielrichtung ist aber die, den Studierenden eines derart internationalisierten Faches ein entsprechendes Schlüsselqualifikationsangebot zu machen.

Der gemeinsame Bezugspunkt aller Beteiligten ist das Thema interkulturelle Kompetenz, zu dem sie Lehrveranstaltungen anbieten: Seminare, Workshops, Vorträge sowie vereinzelte Tagungen und Exkursionen. Dabei nehmen sie – soweit möglich – jeweils ihren fachlichen Blickwinkel ein. Allerdings sind alle Veranstaltungen des Projekts offen für Studierende aller Fachbereiche. Das heißt: Die Veranstaltungen dürfen keine vertieften Fachkenntnisse voraussetzen und müssen alle relevanten Begriffe erklären. Das ist eine wichtige Grundvoraussetzung von Interdisziplinarität, auf die später noch zurückzukommen ist.

2.2 Leistungsnachweise

Eine schöne und dennoch entscheidende Frage lautet: Warum sollten die Studierenden dieses Lehrangebot nutzen? Sie bekommen die Veranstaltungsbesuche bescheinigt. Diese Teilnahmebescheinigungen sind teilweise auf Curricula anrechenbar z. B. im Schlüsselqualifikationsbereich. Ein Teil der Studierenden kann also ECTS erwerben. Wer solche nicht benötigt (z. B. Juristen, Mediziner), hat in den meisten Veranstaltungen die Möglichkeit, auf Wunsch eine andere Leistung zu erbringen als die in der Modulbeschreibung vorgesehene (z. B. Kurzreferat statt Klausur und Hausarbeit). Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer können ein Gesamtzertifikat erwerben, wenn sie innerhalb von höchstens vier Semestern, mindestens vier Seminare und sechs Vorträge besuchen. Dabei müssen sie mindestens fünf für sie fachfremde Lehrveranstaltungen besuchen.¹

Die Festsetzung dieser Zertifikatsvoraussetzungen dient folgenden Zielen: Die Dauer und Veranstaltungsanzahl sollen eine intensive und / oder längere Auseinandersetzung mit dem Thema gewährleisten. Die Pflicht, die Veranstaltungen fachfremder Projektbeteiligter zu besuchen, soll für eine interdisziplinäre Perspektive sorgen und zwar aus zwei Gründen: Zum einen um ein besseres Verständnis der interdisziplinären Materie *interkulturelle Kompetenz* zu gewährleisten, zum anderen zwecks Vermittlung von Interdisziplinarität als Wert an sich.

Erfreulich ist insoweit, dass unter den Zertifikatsabsolventinnen und -absolventen – mittlerweile knapp über 100 – das häufigste positive Feedback ist, dass das GSiK-Projekt ihnen ermöglicht habe, *über den Tellerrand zu schauen*, ein Aufwand, den, wie die meisten offenherzig zugeben, sie sonst gescheut hätten. Ich erlaube mir darüber hinaus zu erwähnen, dass die mehrfache Anrechenbarkeit vieler GSiK-Veranstaltungen (teils GSiK-Zertifikat, teils Curriculum) dazu führt, dass auch Studierende, die nicht beabsichtigen, das gesamte Zertifikat zu absolvieren, über unser Lehrprogramm ihre interkulturelle Kompetenz schulen. Die zuletzt erhobenen Anmeldezahlen (Wintersemester 2011 / 12) weisen knapp 1.300 Anmeldungen für 39 Seminare aus.

Zusammengefasst bestehen die Rahmenbedingungen des GSiK-Projekts, die Interdisziplinarität fördern sollen, in Folgendem: Einer interdisziplinären Ziel- und Anbietergruppe, der Pflicht für die ersten, fachfremde Veranstaltungen zu besuchen und korrespondierend der Pflicht für die zweiten, ihre Veranstaltungen in für fachfremde Studierende geeigneter Weise anzubieten. Curriculare Integration, das Angebot einer

zertifizierten Zusatzqualifikation und flexible Leistungsnachweise sorgen für Motivation.

3. Abstrakte Herausforderungen der Interdisziplinarität

Es wäre zu schön, würden diese formalen Rahmenbedingungen reibungslos zu inhaltlicher wissenschaftlicher Interdisziplinarität führen. Um zu erklären, warum dies nicht so ist, muss ich den Begriff *Interdisziplinarität*, den ich bisher unbedarft und undefiniert verwendet habe, kurz erläutern. Da dies indes kein Beitrag über Interdisziplinarität sein soll, beschränke ich mich auf ein paar Anmerkungen, die ich für relevant halte.

Vorab möchte ich zwei Beispiele nennen, die meines Erachtens illustrativ für die Grundbedingungen interdisziplinären Zusammenarbeitens sind.

Das erste Beispiel bezieht sich auf einen Artikel in der Wochenzeitschrift *Die Zeit* vom 18.08.2011. Thema waren die Begegnungen von Philosophen bzw. Soziologen und Naturwissenschaftler im CERN, der Europäischen Organisation für Kernforschung, einer Großforschungseinrichtung im Kanton Genf (Schweiz). Dort arbeiten unter anderem Physiker an riesigen Teilchenbeschleunigungsanlagen. Offensichtlich – das war auch der Gegenstand des Zeitungsartikels – ist es schon mehrmals vorgekommen, dass Geistes- bzw. Sozialwissenschaftler dorthin gereist sind. Zweck dieser Besuche war aber nicht so sehr ein Interesse an der dort ablaufenden Forschung. Vielmehr war den Gästen daran gelegen, mit den dort arbeitenden Physiker über deren Arbeitsweise und Weltanschauung zu kommunizieren. Das Buch „Wissenskulturen“ von Frau Knorr-Cetina (2002) beruht z. B. teilweise auf einem solchen Besuch.

Das zweite Beispiel ist eines aus meinem näheren Umfeld: Der Lehrstuhl von Prof. Dr. Dr. Hilgendorf betreibt ein sehr erfolgreiches Projekt zum Thema *Robotik und Recht*. Es bringt Juristen, Philosophen, Soziologen und Ingenieure zusammen, die auf Tagungen stets auf die Vermeidung von Missverständnissen zu achten haben. Einen Begriff wie *Autonomie* z. B. benutzen alle beteiligten Disziplinen in irgendeiner Weise, aber jeder anders. Die *Best practice* dieses Projekts für ein geplantes Handbuch besteht darin: Es soll einen Index geben, in welchem zentrale Begriffe aus allen beteiligten Fachperspektiven heraus erklärt und definiert werden sollen.

Diese Beispiele sollen Folgendes verdeutlichen: Ausgehend von der These, dass der Begriff der Kultur auf die unterschiedlichsten Arten von menschlichen Kollektiven angewend-

bar ist (Hansen 2011:15), lässt sich Interdisziplinarität als ein besonderer Fall von Interkulturalität verstehen (vgl. auch Laitko 2011:8f.). Die damit einhergehenden, dem Auditorium bestens bekannten Herausforderungen sind strukturell ähnlich – um nicht zu sagen: gleich. Ich zähle einige beispielhaft auf: Fachwissenschaftler neigen dazu, die eigene Weltsicht für normal und richtig zu halten und dabei überzupointieren. Wenn Sie einem Naturwissenschaftler die Ansicht Rorty's näherbringen, er – der Naturwissenschaftler – sei eine Art Dichter, der eine besondere Art von Weltbeschreibung zur Geltung bringt (Rorty 1991:22), laufen Sie Gefahr, seinen Stolz als vermeintlich objektiven Tatsachenbeobachter zu verletzen. Mit diesem Selbstverständnis geht ein weiteres kommunikatives Problem einher, wie es im zweiten Beispiel zum Ausdruck kam: Wir teilen Begriffe mit anderen Disziplinen. Wenn jemand solche Begriffe benutzt, besteht die Gefahr, dass wir unreflektiert davon ausgehen zu verstehen, obwohl unsere Gegenüber vielleicht etwas Anderes meinen. Anders formuliert: Trotz guten Willens redet man völlig aneinander vorbei (Hilgendorf 2010:921). Die Unterschiede sind indes nicht nur inhaltlicher Natur: Auch die Art und Weise zu denken, darzustellen und zu kommunizieren – ja sogar zu fühlen – divergiert (Vollmer 2010:64f.). Es gibt also reichlich Gruppenmerkmale: fachlich bedingte Weltanschauung, eigene Terminologien mit *false friends* im Hinblick auf die Sprachen anderer Disziplinen, fachspezifische Denk- und Kommunikationsstile.

Diese Merkmale erlauben uns, Stereotype über Fremdfachgruppen und über unsere Eigenfachgruppe auszubilden. Demnach weiß ich, dass ich als Jurist von manchen als in der Arbeitsweise bürokratisch, bei der Interessendurchsetzung be- und verschlagen angesehen werde. Von meinem Umgang mit Sprache erwartet man eine eigentümliche Mischung aus verkrampfter Penibilität einerseits und irreführender Kreativität andererseits. Schließlich schreibt man mir eine deutliche konservative Werthaltung zu. Mit der Stereotypenbildung verbunden sind die Komponenten von Selbst- und Fremdwahrnehmung und ihrem Einfluss auf Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl: Wir vermögen in der Regel, uns in der Eigengruppe leichter zu orientieren, wir fühlen uns angegriffen, wenn wir *unsere Gruppe* abgewertet sehen, und manche unter uns fühlen sich aufgewertet, wenn sie gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen eine andere Gruppe abwerten. Diesen Herausforderungen entsprechen die Strategien zu ihrer Überwindung: Ohne Offenheit, Toleranz und Selbstreflexion geht es nicht.

Man kann insoweit verschiedene Formen der Auseinandersetzung mit anderen Fachdisziplinen unterscheiden. In einem

Grobraster lassen sich drei idealtypische Stufen unterscheiden: Monodisziplinarität, Multidisziplinarität und Interdisziplinarität. Keinesfalls will ich verschweigen, dass auch die folgende Dreiteilung verbreitet ist: Multi-, Inter- und Transdisziplinarität (Laitko 2011:10). Da dies jedoch kein vertiefter Beitrag über Interdisziplinarität sein soll, sehe ich an dieser Stelle davon ab, begriffliche Scharmützel um Sinn und Unsinn der gewählten Vorsilben (dazu Jungert 2010:1ff.) zu führen; zumal die Intention der beiden Dreiteilungen ähnlich sein dürfte.

Die erste Stufe ist die der Monodisziplinarität: Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Fachvertreterin oder der Fachvertreter im Wesentlichen darauf verzichtet, Kontakt zu anderen Disziplinen und Informationen aus ihnen aufzunehmen. Damit einher geht eine Grundeinstellung, die man als sehr rigoros verstandene Professionalität charakterisieren könnte: Die Annahme, dass es klar abgrenzbare Problemkonstellationen gibt, zu deren Lösung die Vertreterinnen und Vertreter einer bestimmten Disziplin am besten taugen. Diese sollten sich demnach mit dem Problem beschäftigen und nicht Vertreterinnen und Vertreter anderer Fachrichtungen. Schließlich sind diese dafür nicht vergleichbar kompetent. Man darf spekulieren, dass diese Ansicht sehr selten geäußert, indes nicht ganz so selten gedacht wird.

Die zweite Stufe ist die der Multidisziplinarität: Sie lässt sich so beschreiben, dass gegenseitige Akzeptanz besteht, wenn sich beide Disziplinen mit demselben Thema beschäftigen. Ein aktiver Austausch besteht jedoch nicht (Jungert 2010:2), bestenfalls kommt es zu einer mehr oder minder interessierten Betrachtung der jeweils anderen Ergebnisse und Herangehensweisen. Diese Form erinnert an die Variante II von Multikulturalität, wie sie Jürgen Bolten beschrieben hat: Ein gleichberechtigtes und tolerantes Neben- aber kein kommunikatives Miteinander (Bolten 2007:65f.).

Erst auf Stufe drei kann man von Interdisziplinarität sprechen: In diesem Falle bleibt es nicht bei interessierter Betrachtung, beim bloßen Konsum. Vielmehr wird versucht, gemeinsam an einem methodischen, konzeptionellen und terminologischen Austausch zu arbeiten. Dabei werden neue Informationen in das eigene Denken integriert, sodass es zu einer Erweiterung und Veränderung kommen kann. Es muss also die Bereitschaft vorhanden sein, gegenüber Kritik offen zu sein und die eigene Position gegebenenfalls zu modifizieren (Hilgendorf 2010:921). Im Schema von Jürgen Bolten ließe sich dieser Fall unter die sogenannte Multikulturalität III (Bolten 2007:67) fassen.

Festzuhalten ist, dass Interdisziplinarität über das bloße Faktum, dass sich die Arbeitsgebiete von mehreren Disziplinen

überschneiden, hinausgeht. Und sie ist auch mehr als die bloße wohlwollende Zur-Kenntnisnahme des Beitrags anderer Fachrichtungen. Interdisziplinarität liegt – nach dieser Bestimmung – erst bei einem aktiven kommunikativen Austausch vor. Der aber lässt sich als ein Fall interkultureller Kommunikation beschreiben und wartet mit entsprechenden Chancen (Innovation, Bereicherung) und Risiken (Missverständnisse, Konflikte) auf.

4. *Best Practice* im GSiK-Projekt

Ausgehend von den projektbezogenen Rahmenbedingungen (2.) und den abstrakten Herausforderungen der Interdisziplinarität (3.) will ich aufzeigen, was das GSiK-Lehrprogramm in puncto Interdisziplinarität an *Best Practices* zu bieten hat. Zunächst darf man feststellen, dass diese Art von fachübergreifender Zusammenarbeit in einem Projekt per se ungewöhnlich ist. Das betrifft sowohl das Ausmaß (zehn Beteiligte), die Dauer (über vier Jahre) als auch den Arbeitsschwerpunkt *Lehre*. Nur – um auf meine Einteilung von eben zurückzukommen: Mehrere Fachperspektiven führen zwar weg von der Mono- und hin zu Multi- aber noch nicht zwingend zu Interdisziplinarität.

4.1 Gemeinsam abgehaltene Lehrveranstaltungen

Als wichtigsten Teil der *Best Practice* möchte ich hervorheben, dass im Rahmen des GSiK-Projekts Dozentinnen und Dozenten aus unterschiedlichen Fachrichtungen gemeinsame Veranstaltungen anbieten. Zwei Beispiele greife ich heraus²: Beim ersten handelt es sich um ein Seminar von Juristen und allgemeinen Erziehungswissenschaftlern zum Thema *Staat – Bildung – Kultur: Religiöse Symbole in Schulen* (Sommersemester 2010). Zu den bleibenden Erkenntnissen gehörte seitens der allgemeinen Erziehungswissenschaftler, dass juristische Urteile eine interessante Textsorte darstellen. Denn diese Texte können (in diesem Fall ging es um die Urteile zu Kruzifixen an Schulwänden und dem Kopftuchtragen muslimischer Lehrerinnen) angefüllt sein mit Aussagen und Argumenten, die sich aus der interkulturellen Perspektive interpretieren und mittels der interkulturellen Begrifflichkeiten analysieren lassen, die im pädagogischen Diskurs üblich sind. Auch für Kultursemiotiker z. B. müssen die Ausführungen der Verfahrensbeteiligten in Kruzifix- und Kopftuchbeschluss zur Bedeutung des jeweiligen Symbols herrliche Analysienda darstellen. Solche Diskurselemente anderer Disziplinen können umgekehrt die Juristen importieren, um die Adäquanz der juristischen Sachverhaltsbewertung zu reflektieren.

Als zweites Beispiel möchte ich ein Seminar der Slawisten und Juristen zum Thema *Gerechtigkeit: Deutsche und russische Interpretationen* (Sommersemester 2011) anführen. Für die Rechtsphilosophie erschließen sich hier Quellen und geistesgeschichtliche Entwicklungslinien, die abseits des üblichen Kanons liegen. Die Slawisten umgekehrt profitieren von den strukturellen Grundlagenkenntnissen der Rechtsphilosophie bei der Interpretation solcher und anderer Quellen, die juristische Bezüge aufweisen.

Die wertvolle Erweiterung des eigenen Horizonts betrifft indes nicht nur die Inhalte sondern auch die unterschiedlichen Lehrmethoden. Für Juristen ist z. B. das methodisch-didaktisch geförderte Maß an Interaktivität in den Seminarveranstaltungen der klassischen Geistes- und Sozialwissenschaften tendenziell überdurchschnittlich. Das beruht zum Teil auf der schlichten Tatsache, dass das Veranstaltungsformat *Seminar* in der universitären juristischen Ausbildung in der Regel eine stark untergeordnete Rolle spielt.

Die Studierenden reagieren auf diese Formate positiv, von einer Eingewöhnungsphase einmal abgesehen, in der sie sich angesichts mehrerer Dozentinnen und Dozenten orientieren müssen. Sie schätzen neben den unterschiedlichen inhaltlichen Herangehensweisen auch die sich ergänzenden Erklärungsstile: Hier ein sehr offener und diskursiver Teil, dort die zügige und frontale Vermittlung von Fakten und analytischen Zusammenhängen.

Freilich setzt eine derartige didaktische Mischung nicht zwingend voraus, dass interdisziplinär gearbeitet wird. Die Interdisziplinarität begünstigt dies aber. Sie ermöglicht insbesondere, dass Lehrende ihre Kompetenzen zwanglos erweitern: Die Beteiligung an einem zuvor unbekanntem und ungewohnten Lehrformat, das eine andere Dozentin oder ein anderer Dozent durchführt, ist wesentlich einfacher, als solche Formate selbständig auffinden und ohne vorgängige Erfahrung und Anleitung durchführen zu müssen. Ähnliches gilt für das Erarbeiten von neuen Inhalten fachfremder Provenienz: Sowohl das Auffinden von Literatur als auch das Verstehen der Texte gelingt wesentlich leichter mit Unterstützung einer fachlich versierten Person.

Kommunikativ problematisch im Sinne von Teil drei dieses Beitrags waren diese Kooperationen nicht. Allerdings bedeutet es einen gewissen Mehraufwand an Organisation, Beschäftigung und Kommunikation. Das setzt die Bereitschaft, die andere Fachperspektive kennen zu lernen und dafür auch etwas zu investieren, voraus. Ein gemeinsamer Projektrahmen ermöglicht indes, von vornherein die Kooperation mit Kollegen zu suchen, mit denen eine persönliche Sympathie verbindet. Das verringert etwaiges Konfliktrisiko zusätzlich. Wollte

man das Patentrezept insoweit auf einfache Nenner bringen, würden sie lauten: Interesse, Sympathie und Learning-by-doing.

4.2 Projektstage

Als weiteres, aber anders gelagertes Beispiel möchte ich den 1. GSiK-Tag vom 6. Mai 2011 heranziehen. Zweck dieser Veranstaltung war, das GSiK-Projekt als Ganzes vorzustellen. Zu diesem Zweck haben alle zehn Projektbeteiligten parallel einen Workshop angeboten und daraus ein Diskussionsthema entwickelt. Diese Diskussionen richteten sich an alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Veranstaltung, das heißt, die Türen standen offen, und jede und jeder hatte die Möglichkeit, an mehreren Diskussionen teilzunehmen, aktiv oder als ZuhörerIn oder Zuhörer. Abschließend gab es einen Vortrag des UN-Sonderberichterstatters für Religionsfreiheit Prof. Dr. Bielefeldt. Dieser GSiK-Tag war ein großer Erfolg und wurde von gut 300 Studierenden und weiteren Teilnehmerinnen und Teilnehmern wahrgenommen. Auch Vertreter der Stadt Würzburg lobten das Engagement von Anbieter- und Zielgruppe.

Abermals ist darauf hinzuweisen, dass bereits die Möglichkeit, den Studierenden eine solche Veranstaltung anzubieten, eine *Best-Practice* ist. Herausheben möchte ich jedoch einen anderen Punkt. Das übergreifende Thema des GSiK-Tags lautete: *Die Vielfalt interkultureller Kompetenz*. Diese Überschrift war treffend, vereinzelt fanden sich jedoch Anwesende, die nicht restlos überzeugt waren: Sie hatten eher Orientierung in der Vielfalt gesucht. Doch genau die knüpfte an eine andere Form der *Best-Practice* an und zwar die, dass man sich in bestimmter Hinsicht gegenseitig akzeptiert und anerkennt. Es gibt diverse Ansätze zum Umgang mit dem Thema interkulturelle Kompetenz, die theoretisch miteinander konkurrieren. Im GSiK-Projekt lehren Dozentinnen und Dozenten, die Geert Hofstedes Ansatz weiterdenken oder mit Alexander Thomas Methode gewonnene Inhalte vermitteln. Ebenso sind ausgezeichnete Transkulturalisten beteiligt, die durchaus befürworten würden, das *Inter-* im Projektnamen durch *Trans-* zu ersetzen. Würden wir als Agenda des Projekts also das Ziel ausgeben, ein eng abgestimmtes gemeinsames Konzept zu *interkultureller Kompetenz* zu verfolgen, liefen wir Gefahr, Differenzen zu erzeugen, die den Projektrahmen destabilisieren könnten. Woher dieses Risiko kommt, wurde unter drittens skizziert.

Um – in eher lose feuilletonistischer als wissenschaftlich strenger Weise – an die Unterscheidung von Tönnies (Tönnies 2005) anzuknüpfen: Statt um die Erzwingung von *Gemeinschaft* geht es eher um die Herstellung einer *Gesellschaft*. Im Rahmen des weiten Begriffs *interkulturelle Kompetenz* und

einigen allgemeinen Bildungszielen besteht Methodenpluralität verbunden mit dem Bewusstsein dafür, dass die diversen Disziplinen unterschiedliche Probleme lösen möchten: Der eine möchte anhand von *Critical Incidents* konkret und anschaulich die möglichst effiziente Leitung eines interkulturell besetzten Teams lehren. Ein anderer reflektiert den interkulturellen Diskurs im Anschluss an Foucault unter dem Aspekt der *Macht*. Das soll nicht besagen, dass es keine strukturellen Verbindungslinien gäbe und auch nicht, dass voneinander nichts zu lernen wäre oder man sich nicht fruchtbar kritisieren könnte. Die Einsicht, dass Einsatzgebiet und Intention unterschiedlich sind, sollte jedoch zu einer gewissen Relativierung führen, wenn eigene Konzepte kritisch auf andere Gebiete übertragen werden. Insoweit gilt im Sinne einer adäquat verstandenen Professionalität das Gebot, Respekt und Behutsamkeit walten zu lassen. Das ist ein Grundsatz in der Zusammenarbeit im GSiK-Projekt.

5. Konkrete Herausforderungen der Interdisziplinarität

Dennoch verläuft an dieser Stelle die Grenzlinie, die Multidisziplinarität von Interdisziplinarität trennt. Die Kommunikation über inhaltliche und methodische Aspekte unter gleichmäßigem Einbezug aller Projektmitarbeiter ist kein Selbstläufer. Stets ist im Auge zu behalten, dass die unter 4.2. angesprochene Vielfalt an Inhalt und Methode respektiert bleibt und insoweit keine Missverständnisse aufkommen. Und doch soll die Schwelle zur Interdisziplinarität überschritten werden. Um das zu gewährleisten, muss Kommunikation gezielt, reflektiert und moderiert durchgeführt werden. Unerlässlich ist eine gewisse Intensität, wenn ein Mindestmaß an Routine hergestellt werden soll. Sinnvoll sind regelmäßige gemeinsame Arbeitskreise, Workshops oder Tagungen. Lose Treffen und die Verfügbarkeit geteilter elektronischer Plattformen reichen in der Regel nicht aus: Erstere bedeuten jedes Mal einen Quasi-Neuanfang, letztere liegen schnell brach, wenn keine Nutzungskultur hergestellt wird. Diese Erfahrung gehört auch zum Repertoire der alltäglichen Arbeit des GSiK-Projekts.

Damit sind jedoch organisatorische Herausforderungen verbunden. Den Begriff *organisatorisch* bestimme ich sehr weit, er umfasst demnach alles vom Management der Arbeitsbelastung bis hin zur konkreten Terminfindung. Der Ursprung solcher Schwierigkeiten liegt darin, dass es außerhalb von bestimmten Projekten (wie dem unseren) nicht alltäglich ist, in dieser Weise interdisziplinär zusammen zu arbeiten. In der Literatur wird dies bisweilen schlicht als mangelnde Erfahrung der Universitäten mit interdisziplinären Einrichtungen be-

zeichnet (Sukopp 2010:16). Interdisziplinarität ist auch nicht immer günstig und / oder gewollt. Das betrifft insbesondere die regulären Curricula der Fächer: Da ist Interdisziplinarität in bestimmten Bereichen hinderlich. Sie würde nicht zulassen, fachlich stark in die Tiefe zu gehen. Das widerspräche dem Grundanliegen von Interdisziplinarität, das zunächst darin besteht, Vernetzungspotentiale sichtbar zu machen, ohne sich mit dem an den Vernetzungspunkten anhängenden fachlichen Ballast aufhalten zu müssen. Es wäre widersinnig, würde ich von jedem Menschen, der auf seinen Erkenntnisgegenstand die Grundgedanken der Hermeneutik anwenden möchte, verlangen, sie oder er müsse ein Philosophiestudium mit entsprechender Schwerpunktsetzung nachweisen. Doch im Kernbereich eines jeden Fachs ist genau diese Vertiefung erforderlich. Soweit Studierende und Dozentinnen und Dozenten sich jedoch schwerpunktmäßig in diesen Bereichen bewegen, werden sie interdisziplinäres Arbeiten und Denken nur in begrenztem Umfang gewohnt sein.

Die zunächst einmal völlig normale und plausible Aufteilung in fachliche Funktionseinheiten führt in größeren und über Jahrhunderte an unterschiedlichen Örtlichkeiten einer Stadt gewachsenen Universitäten wie etwa der Würzburger dazu, dass viele der Projektbeteiligten teilweise kilometerweit voneinander entfernt arbeiten. Zudem können ihre Stundenpläne und Sprechzeiten nur sehr begrenzt aufeinander abgestimmt sein, weil sie sich am jeweiligen Fach ausrichten müssen. Das macht gemeinsame Terminfindung schwierig, insbesondere soweit der Anspruch auf Einbezug aller Beteiligten besteht. Eine Nachbereitung des 1. GSiK-Tags unter Beteiligung aller Fachbereiche ließ sich beispielsweise nicht ermöglichen. Wenige Termine bedeuten indes wenig Gruppenkommunikation. Wenig Kommunikation bedeutet wenig Möglichkeit, die Verständigungsbasis zu pflegen.

Es scheinen Banalitäten zu sein, doch ihre Bedeutung ist kaum zu überschätzen: In der alltäglichen Arbeit gelebte Interdisziplinarität erfordert bestimmte Strukturen, die der auf den eigenen Fachbereich zugeschnittenen Praxis bisweilen widersprechen. Solche Strukturen können teilweise auch gar nicht geschaffen werden. Es ist finanziell unmöglich, für jedes interdisziplinäre Projekt ein eigenes Gebäude samt Arbeitsinfrastruktur bereit zu stellen. Das ist allerdings auch nicht zwingend nötig. Vielmehr ist von Bedeutung einzukalkulieren, dass interdisziplinäres Arbeiten einen gewissen Mehraufwand nach sich zieht: Einen Mehraufwand an Kommunikation und Verwaltung, ein Mehr an Terminen und Wegen. Dieses Anforderungsprofil gilt es zu verstehen. Es könnte Teil der vertraglichen Arbeitsdefinition und sollte Teil der Praxis im Arbeitsumfeld sein. Wer an einem Lehrstuhl im Rahmen eines

interdisziplinären Projekts arbeitet, hat in der Regel weniger Kapazitäten für die Übernahme weiterer Aufgaben als Mitarbeiter, die nicht interdisziplinär arbeiten. Grundlage für diese Berücksichtigung des Mehraufwands ist die Wertschätzung der Ergebnisse interdisziplinärer Arbeit.

Weitere – und weniger ressourcenverschlingende – Voraussetzungen interdisziplinärer Arbeit ist die flexible Gestaltung und Handhabung vorhandener Strukturen. Elektronische Vorlesungsverzeichnisse, elektronische Prüfungsverwaltung, eine Praxis gegenseitiger Bereitschaft zur Prüfungsanerkennung, Online-Plattformen und Homepages sind prinzipiell so ausgestalt- und positionierbar, dass organisatorische Trennlinien, die an Fakultäten, Institute und Fachbereiche anknüpfen, mit Leichtigkeit durchschritten werden können. Indes ist solch flexible Handhabung keineswegs selbstverständlich. Die denkbaren Gegenbeispiele sind zahlreich: Instituts- oder fakultätsgebundene Eintragskategorien, automatisierte Querverbindungen zwischen den einzelnen Strukturen (z. B. Einrichtung eines Eintrags auf einer virtuellen Plattform nur bei Referenzeintrag im elektronischen Vorlesungsverzeichnis). Besonders hinderlich sind allzu ausdifferenzierte Systeme von Zuständigkeiten und Zugriffsberechtigungen. Soweit die derart eingestellten Instrumente flexibilisierbar sind, erfordert dies abermals einen Mehraufwand. Der kommt zu dem im vorherigen Absatz Beschriebenen hinzu.

Diese Ausführungen ließen sich problemlos noch weiter konkretisieren, was ich jedoch tunlichst unterlassen werde. Wenn es hier nicht zu lesen ist, heißt das indes nicht, dass solche Arbeit im Kleinen nicht zu tun wäre, und sie ist in etwa so mühsam, wie sich ihre Beschreibung läse; was der vorhergegangene Absatz bereits angedeutet hat.

6. Zusammenfassung

Damit möchte ich zusammenfassen und schließen: Mit der These, dass Interdisziplinarität nicht gleich Multidisziplinarität ist; dass Interdisziplinarität ähnliche Bemühungen erfordert wie Interkulturalität; und dass diese Bemühungen besondere Ressourcen und eine Anpassung sowie fortwährendes Angepasst-Halten von organisatorischen Strukturen erfordern. Für den Umgang mit diesen Herausforderungen stellt das GSiK-Projekt der Universität Würzburg in vielerlei Hinsicht ein *Best-Practice*-Beispiel dar. Doch bedurfte dies im Aufbau einer erheblichen Anstrengung und diese perpetuiert sich in der Pflege: Denn Grundpfeiler der Zusammenarbeit sind stets die an ihr beteiligten Personen. Es ist selbstverständlich, dass gelungener kommunikativer Umgang miteinander und gegenseitige persönliche Wertschätzung über Fachgrenzen hinweg kei-

ne einmaligen Projekte sondern dauerhafte Aufgaben sind. Hiervon ausgehend ist zusätzlich zu berücksichtigen, dass Projekte – ob interdisziplinär oder nicht – gerade im universitären Nachwuchsbereich mit einer hohen personellen Fluktuation zu Recht kommen müssen. Der Lohn für die Bemühungen sind neben den unter 2.2. bereits genannten positiven Feedbacks und Teilnehmerzahlen inspirierende Einsichten in andere fachliche Denkweisen und quasi im Vorbeigehen erworbene Kenntnisse über das Innenleben der eindrucksvollen Organisation namens Universität.

Literatur

Bolten, J. (2007): *Interkulturelle Kompetenz*. Thüringen: Landeszentrale für politische Bildung.

Hansen, K. P. (2011): *Kultur und Kulturwissenschaft*. Tübingen: A. Francke, UTB.

Hilgendorf, E. (2010): Bedingungen gelingender Interdisziplinarität. *Juristenzeitung* 65(19), S. 913-922.

Jungert, M. (2010): Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzliche Fragen der Interdisziplinarität. In: Jungert, M. / Romfeld, E. / Sukopp, T. / Voigt, U. (Hrsg.): *Interdisziplinarität. Theorie. Praxis. Probleme*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1-12.

Knorr-Cetina, K. (2002): *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Laitko, H (2011): *Interdisziplinarität als Thema der Wissenschaftsforschung*. URL: http://www.leibniz-institut.de/archiv/laitko_26_10_11.pdf [Zugriff am 14.12.11].

Rorty, R. (1991): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schramm, S. (2011): *Das Making-of eines Weltbildes*. URL: <http://www.zeit.de/2011/34/Experiment-Physik-Philosophie/seite-1> [Zugriff am 14.12.11].

Sukopp, T. (2010): Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. In: Jungert, M. / Romfeld, E. / Sukopp, T. / Voigt, U. (Hrsg.): *Interdisziplinarität. Theorie. Praxis. Probleme*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 13-29.

Tönnies, F. (2005): *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Vollmer, G. (2010): Interdisziplinarität – unerlässlich, aber leider unmöglich?. In: Jungert, M. / Romfeld, E. / Sukopp, T. / Voigt, U. (Hrsg.): *Interdisziplinarität. Theorie. Praxis. Probleme*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 47-75.

¹ Außerdem müssen Studierende die Veranstaltungen mindestens zweier Anbieter besuchen. Das ist jedoch nur eine Auffangregel, die verhindern soll, dass Studierende alle zehn Lehrveranstaltungen bei einem (fachfremden) Projektbeteiligten absolvieren.

² Beide Beispiele beziehen sich auf Erfahrungen des Verfassers, um die Nähe zu den beschriebenen Erfahrungen zu gewährleisten. Es gab eine Reihe weiterer solcher Veranstaltungen, z. B. zwei Kooperationsworkshops der Sinologie und der Slawistik, in denen einmal die Medienlandschaften (Wintersemester 2010 / 11) und ein anderes Mal die Arbeitsmarktstrukturen (Sommersemester 2011) von Russland und China verglichen wurden.

